Grünberger Wochenblatt.

20. Jahrgang. **№ 33.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 22. April 1844.

Mein Oheim und mein Schwiegervater.

Eine Erzählung von Gustav vom See.
(Beschluß.)

Als er die Treppe heraufgestiegen und so in meine Nähe gekommen war, schien mir sein Gesicht bekannt — auch er betrachtete mich forschend. Fast in demselben Augenblicke erkannten wir uns, obgleich wir uns lange nicht gesehen und gewiß beide sehr verändert hatten. Der Fremde war kein Anderer, als der ehemalige Offizier der russisch-deutschen Legion, dessen kurze traurige Bekanntschaft ich vor achtzehn Jahren bei meinem Oheim gemacht hatte.

Obgleich es nur wenige Worte gewesen waren, die wir im Leben mit einander gewechselt hatten, so freuten wir uns doch Beide, daß der Zufall uns einmal wieder zusammengeführt habe. Ein Augenblick der gemeinsamen Freude oder Noth bindet die Menschen oft mehr an einander, als ein jahrelanges einförmiges Zusammenleben. Es wurde Manches gefragt und Manches beantwortet. — Sie schienen ja Antheil zu nehmen an jenem Begräbnisse, wenigstens kam es mir so vor, bemerkte ich im Laufe des Gesprächs.

Gott sei Dank, erwiderte er, ich hatte es nicht nöthig; aber, aber, als ich den Leichenzug mir den Weg sperren sah, gerade am Orte meiner Bestimmung, da durchzuckte eine böse, schreckliche Ahnung meine Brust — ich wurde unwillkürlich an den schmerzvollsten Augenblick meines Lebens erinnert, von dem Sie Zeuge gewesen sind, und bangte vor einer Wiederholung.

Ich blickte meinen alten Bekannten fragend an — den Ort Ihrer Bestimmung, sagten Sie? bemerkte ich endlich, darf ich der Hoffnung Raum geben, daß Sie eine längere Zeit hier verweilen werden?

Ja, mein Herr, entgegnete er freundlich, das werde ich — vielleicht für immer, setzte er hinzu, und wenn Sie auch zuweilen hierher kommen, so wird mir das Glück zu Theil werden, Sie öfter zu sehen.

Ich wohne hier, bemerkte ich, aber darf ich wissen, was Sie zu uns führt?

Eigentlich soll es noch ein Geheimniß bleiben, aber Ihnen, als einem so alten Freunde, kann ich es wohl vertrauen — ich will meine Tochter verheirathen, — das kleine Mädchen, setzte er wehmüthig lächelnd hinzu, das Sie gesehen haben, als es kaum das Licht der Welt erblickt hatte.

Und die wird jetzt schon heirathen? mein Gott, wie die Zeit fliegt; wenn man an Ereignisse erinnert wird, welche so weit zurückliegen, merkt man es recht, daß man alt wird. Aber wo befindet sich Ihre Fräulein Tochter, wird Sie Ihnen bald folgen? ich bin recht gespannt, das Kind zu sehen.

Ich noch weit mehr, wie Sie, mein Herr, denn

ich habe sie jetzt in vierzehn Jahren nicht mehr an mein Herz drücken können!

Nun, und der Bräutigam? fragte ich weiter, denn mir kam es, offenherzig gesagt, etwas sonderbar vor, daß die Heirath dieses fremden Paares gerade hier vor sich gehen sollte.

Den Bräutigam kenne ich selbst noch nicht, fuhr Jener fort, nach dem aber, was man mir geschrieben hat, soll er ein sehr ehrenwerther Mann sein. Da Sie hier wohnen, würden Sie mich verpflichten, wenn Sie ihr Urtheil über ihn ganz offen gegen mich aussprechen wollten.

Ich? — o ja von Herzen gern; aber das setzt voraus, daß Sie mir sagen, wer dieser Bräutigam sei.

Ja so, das ist allerdings nöthig — der Bräutigam ist der Gerichtsdirector Hochberg — Sie kennen ihn ohne Zweifel?

Wer? wer? fragte ich, und der Ausdruck in meiner Frage mußte eigenthümlicher Art gewesen sein, denn mein alter Bekannter schien davor zu erschrecken und entgegnete rasch:

Sie wissen doch nichts Nachtheiliges von ihm? Sie machen mich besorgt? —

Nein, nein, mein Herr, davon ist gar nicht die Rede, aber Sie befinden sich in einem sehr bedauernswerthen Irrthum, denn der eben genante Director hat die Ehre vor Ihnen zu stehen und versichert Ihnen, daß er Ihre Fräulein Tochter seit jenem Tage, wo wir uns trennten, niemals wieder gesehen hat.

Sie sind der Director Hochberg? sagte Jener, mich lächelnd uud forschend ansehend, Sie? — nun es freut mich, daß Sie es sind!

Das freut Sie? Ich kann nicht läugnen, daß ich Sie nicht ganz verstehe, entgegnete ich, denn ich fing nun an zu glauben, der Mann sei nicht recht bei Sinnen.

Wollen Sie mir noch eine Frage beantworten, fuhr er ruhig fort: Sind Sie verlobt?

Verlobt? — nein, was man verlobt nennt, das bin ich nicht.

Aber Sie lieben ein Mädchen und wollen sich mit ihr verloben?

Ja, so ist's, erwiederte ich.

Und dieses Mädchen ist die Tochter des Justizraths Krüger?

Mein Gott ja, sagte ich im höchsten Erstaunen, aber woher wissen Sie das, Sie, der Sie vorher nicht einmal meinen Namen kannten?

Dieses junge Mädchen, entgegnete er mit bewegter Stimme, indem er meine Hände ergriff und mir voll Innigkeit in die Augen blickte — Ihre Emma, ist nicht des Justizraths, sondern meine Tochter! Befinde ich mich noch in einem Irrthum — dann ist er allerdings sehr bedauernswerth. —

Da sich das Uebrige, was nun folgt, Alles von selbst versteht, so will ich davon schweigen, und nur hinzufügen, daß bereits nach 6 Wochen unsere Hochzeit fröhlich gefeiert wurde.

Jetzt ist Emma schon lange mein glückliches, geliebtes Weib, und noch niemals ist ein Zeitpunkt eingetreten, an dem einen von uns jener Tanz und die verlorene Wette gereut hätte. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, machen unser Glück vollkommen; mein Schwiegervater aber, nur um zehn Jahre älter als sein Sohn, ist nicht wieder fortgezogen nach Kurland, sondern theilt und erhöht durch seine Liebe und seinen geistvollen Umgang unser Glück.

Der Hummelfürst.

(Eine Sage.)

Stolz schauete das eben vollendete herzogliche Schloß über die Stadt Glatz und das weite Thal der Grafschaft, auf ihre Gebirge mit den düsteren noch ungelichtetén Wäldern. Von dem hohen Wartthurm herab wehten die bunten Kranzesbänder der jungfräulichen Veste, und über den Zinnen der Pfalz schimmerten in Grün und Gold die Wände des prächtigen Rittersaales, den Herzog Sobieslaus eigens in diese luftige Höhe hatte bauen lassen, um ungehindert von den Vertheidigunaswerken sich der herrlichen Aussicht erfreuen zu können.

Unter dem Thore der Veste stand Walther von Grundeck, der junge Baumeister, mit den Gewerken; ihnen gegenüber ordnete Graf Wersowetz, der Stadthalter des Gaues, eine Schaar Reisiger in glänzendem Waffenschmuck. Sie alle erwarteten den Herzog, der heute mit seiner jüngst von Prag gekommenen Gemahlin und seinem ganzem Hofstaate das neue Schloß durch feierlichen Einzug weihen wollte.

Der Abhang des Berges bis zur Stadt hin war bedeckt von einer froh sich treibenden Menge. Viele hatten sich zur Seite des breiten Hauptpfades unter die Linden gelagert, die andere zu Hochwarten sich ersahen; muthige Kletterer zeigten sich auf ragenden Felsplatten, und aus den Einschnitten der Stadtmauer, wo man sonst nur das behelmte, bärtige Haupt eines lauernden Bogenschützen gewahren mochte, schaueten helläugig niedliche Köpfchen, geschmückt mit farbigen Hauben und golddurchstickten Stirnbinden, deren zierliche Zipfel im Winde flatterten.

„Es ist doch sonderbar, Herr Deutscher, begann Wersowetz zu Walther, wie die Zeiten wechseln. Es sind noch nicht funfzehn Jahre, da ritt unser Herr auch durch jenes Thor, aber über die zerschmetterten, brennenden Flügel, und ein stattlicher Zug folgte ihm, der glänzte, aber nicht von Gold und Edelgestein, sondern von Stahl und Brandfackeln, und wo wir heute so müßig stehen, da stand mancher von jenen jubelnden Bürgern und sandte uns Stürmenden Pfeile und Rollbalken entgegen. Damals herrschte Herzog Wladislaus noch in Böhmen, und die Brüder entzweiten sich; darum äscherte ihm Sobieslaus das feste Glatz ein und mochte wohl nicht glauben, daß er es einst mit solch herrlichem Schlosse krönen werde.“

„In diesen stürmischen Zeiten,“ erwiederte Walther, „wechselt der Besitz, zumal der einer Grenzveste, gar leicht, und wer weiß, wie bald ein Feind vor diesem Baue stürmend erscheint.“ — „Ihr habt es ihm zu schwer gemacht. Diese thurmhohen Mauern mit den eingeflochtenen Grundfelsen spotten des Sturmbockes wie der Leiter, und in die Klüfte dieser Gräben wagt keiner den Sprung, dem sein Gebein lieb ist. Wäre der Berg vor funfzehn Jahren so befestigt gewesen, wahrlich! dann hätten wir nimmer den Weg hinauf gefunden. Dieses Schloß steht für die Ewigkeit, und so lange ich hier befehle, soll es mir keine Gewalt abtrotzen.“ „Ich freue mich, wenn Euch meine Arbeit gefällt, doch möchte ich selbst nicht so stolz von ihr denken. Gewalt, Kunst und List im Vereine sind gar mächtig, und Herzog Sobieslaus hat manchen wackeren Feind. Kaiser Lothar, der Polenkönig“ — „Ehre den deutschen Waffen!“ rief Wersowetz: „aber auch Böhmen zeugt sein Eisen, und wie es sich in unserm Felsenthor bricht, das hat der Kaiser bei Kulm erfahren und wird die Probe nicht erneuern wollen. Den Polenkönig fesseln die eigenen Vasallen.“— „Ihr scheuet die äußeren Feinde nicht. Was aber haltet Ihr von den inneren?“— „Die Mährenfürsten meint Ihr? Ihr böser Wille hat keiner Kraft zu gebieten. Weiter kenne ich Niemand, der den Namen Feind verdiente, oder scheint Euch die Bande auf dem Hummel so bedeutend, als sie frech ist?“ — „Ich bin der Sprache nicht ganz mächtig, und kann wohl falsch verstanden haben. Doch die Sage nennt ja auch einen Sohn des ermordeten Herzog Brzetislaus.—“ „Nennt sie,“ rief Wersowetz und unterdrückte Wuth röthete sein finsteres Antlitz: „was hörtet Ihr von dem Prinzen Brzetislaus? Wo lebt er?“ — „Wohl nur in dem Munde des Volkes, das ihn aus Rußland kommen läßt, oder aus Frankreich, Blutrache zu fordern für seinen ermordeten Vater.“ „Tausendfachen Tod hätte der verdient durch seine Eingriffe in unsere Rechte,“ schnaubte Wersowetz: „und sein Bube! kommt mir der um einen Zoll näher, als ich mit meinem Schwerdte ausstoßen kann, so hängt sein Herz an dessen Spitze. Doch weiter, weiter, redet!“ — „Es thut mir leid, Herr Graf,“ entgegnete Walter bescheidenen Tones, „daß Euch mein müßiges Geschwätz in diese Unruhe gebracht hat. Sagen gehen und vergehen. Das sind keine petschirten Urkunden und kein reisiger Trabant stellt mit vorgehaltener Hellebarde ihr Schattenbild, das frei einherzieht durch das offene Land, wie durch des Fürsten innerstes Gemach.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

*Weiber und Uhren haben viel Aehnliches: bei beiden wird oft die Façon theurer bezahlt als der innere Gehalt, — beide wird der, welcher sie hat, gern los — an beiden ist immer etwas verdorben — beide haben ein immerwährend sich bewegendes Perpendikel oder Zünglein — beide werden von denen, die sie besitzen, gelobt, wenn sie gleich wissen, daß sie nichts taugen, — von beiden finden sich selten zwei, die gleich gehen, — an beiden ist nur das Zifferblatt manchmal verschieden, die innere Machination ist bei allen dieselbe. Nach allen diesen Aehnlichkeiten sind sie nur darin verschieden, daß man bei den Uhren immer ziemlich gut weiß: wieviel an der Zeit sei — bei Weibern hingegen nie, wie viel es geschlagen habe.

*In Friedeberg am Queis in Schlesien wirkt seit einem Jahre ein Verein für Abschaffung der Kinderbettelei, nicht auf dem Wege des bloßen Almosens, sondern durch dargereichte Arbeit, um die Kinder frühzeitig an Thätigkeit und Ordnung zu gewöhnen und zu brauchbaren Menschen heranzubilden. Dieser Verein hat seinen nächsten Zweck bereits erfüllt, denn seitdem er in's Leben getreten ist, geht dort kein Kind betteln. Die 50 Kinder, deren sich der Verein annimmt, werden in sechs verschiedenen Familien beschäftigt, wie sich versteht, nur in ihrer schulfreien Zeit. Für jedes wird monatlich ein festgesetztes Lehr- und Unterrichtsgeld gezahlt. Ihre Arbeit besteht im Stricken und Troddeln wollner Strümpfe oder Spulen baumwollnen Garnes und im Spinnen von Werg. Durch ihre Arbeit haben sie sich schon 140 Thaler verdient. Außer diesem Arbeitslohn wurde den Aermsten noch eine Unterstützung von 60 Thalern gereicht. Sie haben sich also durch ihrer Hände Arbeit im Durchschnitt mehr als noch einmal so viel verdient, als diese betrug, und darin liegt ein Segen, der nicht nach Procenten berechnet werden kann. An Lehr- und Unterrichtsgeld wurden 66 Thaler gezahlt u. s. w. Die Einnahme, erwachsend aus den monatlichen Beiträgen der Mitglieder des Vereins, dem Arbeitslohn und sonstigen außerordentlichen Zuwendungen, belief sich auf 290 Thaler. (Auch mit kleinen Mitteln kann viel Schönes und Gutes geleistet werden.)

*Vor einigen Tagen kam in das Magazin eines Leipziger Hutfabrikanten ein anständig gekleideter Herr in Begleitung eines Burschen und ließ sich mehrere Hüte zeigen. Nachdem er einige aufprobirt und endlich einen gefunden hat, der ihm paßt, fragt er den Knaben, wie ihm dieser Hut stehe? „Ach Herr je!" antwortet dieser, „in dem Hutt sehen Sie aus, wie ein Schotentoffel!" Ueber diese unverschämte Antwort wird der Herr natürlich zornig und springt auf den Buben zu, um ihn zu züchtigen. Allein dieser gewinnt die Thür und entflieht auf die Straße, wohin ihn der Herr verfolgt. Der Verkäufer wartet lange auf die Zurückkunft seines Kunden, allein dieser ist mit dem neuen Hute über alle Berge und soll noch wiederkommen.

*Gleich nach dem Friedensschluß wurde öffentlich angeschlagen, daß der Staat bemüht sein werde, die Wunden zu heilen, welche der Krieg gemacht. Wenige Wochen darauf ward eine neue Steuer ausgeschrieben. Ein Landmann räsonnirte fürchterlich. Ein Anderer tröstete ihn mit den Worten: „Sie müssen uns ja doch erst ausziehen, damit sie zu den Wunden kommen können!"

*Der Buchhändler Dr. Campe in Nürnberg hat berechnet, daß eine Frau, die jeden Tag 16 Stunden lesen würde, 963 Jahre alt werden müßte, um alle nur allein in Deutschland erschienenen — Kochbücher zu lesen.

*Fünf Stunden von Augsburg hat sich in einem altbaierischen Orte der traurige Fall ergeben, daß sich eine ungefähr 25 Jahr alte ledige Weibsperson in der Art durch Branntwein betrunken hat, daß sie, als sie Nachmittags 4 Uhr in diesem erbärmlichen Zustande nach Hause gehen wollte, niederfiel, einschlief und bis am andern Tage um 10 Uhr Morgens liegen blieb, um welche Zeit sie von den Suchenden leblos gefunden und in ein sehr geheiztes Zimmer gebracht worden ist, wo sie nach einiger Zeit aufthaute und wieder zum Leben kam. Nach Aussage der zwei gerufenen Aerzte dürfte sich der Fall ereignen, daß man ihr beide Hände und Füße, welche am meisten gelitten und ungefähr über einen Schuh ganz schwarz sind, abnehmen müsse; gewiß eines der gräßlichsten Schicksale, welches einen Menschen treffen kann.

*Foyon, der Arzt Ludwig XIV., hielt einst in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung einen donnernden Vortrag gegen den Gebrauch des Tabaks und seine schändlichen Eigenschaften. „Wie kann man," fuhr er, immer wärmer werdend fort, „seinen Mund zu einem Rauchfang, wie kann man seine Nase zu einer Mistgrube machen?" Bei diesen Worten griff er in der Zerstreuung in seine Rocktasche und nahm mit der größten Gemüthsruhe eine Prise. Ein schallendes Gelächter seines Auditoriums erinnerte ihn erst an seine Zerstreutheit.

*„Jede Sache in der Welt hat ihre schöne Seite," sagte ein Gefangenwärter zu einem armen Teufel, der schon lange Zeit im Gefängnisse saß. „Mag sein," erwiederte der Gefangene, „aber die schöne Seite eines Gefängnisses ist nie inwendig."

Druck und Verlag von W. Levysohn.